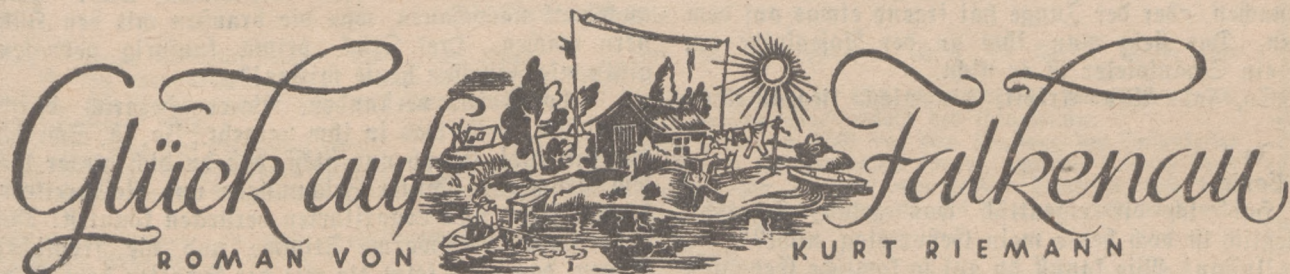


# In freier Stunde



(18. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

Sie schmiegt sich ganz dicht an ihn, nimmt sein Gesicht in ihre Hände. Die heben . . . Jede Falte seines Angesichts prägt sich ihrem Blick ein, es ist, als gelte es ein Abschiednehmen für ewig, und alle Sehnsucht des Herzens schlägt ihm aus ihrem bittenden Blick warm entgegen.

„Du . . . ich hab' dich lieb!“ flüstert sie. Ihre Stimme klingt dunkel vor Erregung. „Bergiß das nicht! Mir ist diese Stunde wie ein heiliger Eid . . . und wenn du mich liebst, so vertrau mir, und tu, was ich dich bitte und frage nicht! Liebster . . .!“

Dann küßt sie ihn ganz zart mitten auf den Mund.

Er weißt nicht, wie ihm geschieht. Frauen sind dunkle, rätselhaft Wesen. Niemand erkennt sie.

„Bitte, kommen Sie, Doktor! Wir wollen uns beim Förster nicht verspäten!“

Er folgt ihr, befehligt und zerschlagen, er weiß nicht, ob er gewonnen hat oder verloren. Ihm ist ein wenig schwindlig, er hat sich das alles einfacher vorgestellt.

Der Besuch beim Förster verläuft nicht wie sonst. Mutter Mennicke liegt zu Bett, das böse Rheuma hat sie wieder beim Schlafittchen. Darum ist Förster Mennicke recht zerstreut und versucht seine Gäste nicht zu halten, als sie sich bald verabschieden.

„Wenn er seine Frau nicht in der Nähe hat, ist er unvollkommen und nur ein halber Mensch!“ meint Heinz auf dem Rückweg.

Und es ist, als sei von der Zerfahrenheit des Försters etwas auf sie übergesprungen. Heinz weiß nicht, ob er „Sie“ oder „Du“ sagen soll, ihm wirbelt überhaupt der Kopf . . . er fühlt aus allem nur das eine: Hier ist ein Widerstand, etwas, was du nicht kennst, nicht fassen und greifen kannst!

Dieses Gefühl lähmt ihn, macht ihn stumm, aber es zeigt ihm auch ganz deutlich, daß mit diesem Mädchen sein Schicksal verknüpft ist auf Gnade und Ungnade. Niemals wird er die Augen vergessen, nie wird die Erinnerung daran verschwinden: er war seit Jahrzehnten wieder daheim, als ihre kühlen Hände seinen Kopf umschlossen, daheim — wie bei der Mutter.

Schweigsam geht der Weg zu Ende. Sie stehen wieder an der Stelle, an der sie ihr Boot verließen.

„Wie heißt diese Insel?“ fragt Annemarie.

„Buchenau.“

„Buchenau . . . das wird der schönste Tag meines Lebens sein!“

„Annemarie!“

Sanft drängt sie ihn zurück.

„Vier Tage! Dann wirst du klar sehen . . . das eine Ewigkeit?“

„Ich fürchte sie, diese vier Tage!“

„Oh, sie werden vorbeigehen!“

„Ich hab's im Unterstand geahnt, wenn diese Luft war. Zweimal hat es sechs Kameraden vor dem Verschüttetwerden bewahrt. Ich fühl's auch jetzt, es geschieht etwas in diesen vier Tagen. Darum fürchte ich sie.“

„Ich auch! will sie sagen. Aber sie behält es für sich.“

„Laß niemand etwas davon merken! Es bleibt unser Geheimnis!“

Er verspricht es.

Während der Heimfahrt wechseln sie kein Wort.

Als die Sonne sich neigt, sind sie wieder bei den andern. Froher Lärm empfängt sie, Monikas Glück und das des kleinen Maxl umfängt auch sie. —

In der Nacht gibt's wenig Schlaf. Es ist warm, fast schwül bis nach Mitternacht. Zwei schlafen nicht vor Glück und zwei nicht vor Unruhe.

Heinz bleibt vor dem Zelt sitzen, in dem sie jetzt wohnen. Alles ist seltsam, sogar Schorsch. Der macht den Mund nicht auf und findet keine Ruhe. Er wirft sich in der Nacht ruhelos auf seinem Lager hin und her, so daß der Doktor mehrmals besorgt nach ihm sehen kommt.

Die Sterne verschwinden. Es will Morgen werden. Hinter Dunstschichten kommt die Sonne müde heraus. So beginnt der neue Tag.

Der Doktor hat die Geburtstagsansprache gehalten, Vater Heinrich hat ein wenig verlegen jedem die Hand gedrückt, und nun steht der ganze Tag im Zeichen zweier festlicher Ereignisse: Einer Verlobung und eines Geburtstages.

Maxl Hohenstein läuft umher wie der Engel der Verkündigung.

Wen er zu fassen bekommt, dem erzählt er, geschwätzig wie ein Kind, was Ostpreußen doch für ein gesegnetes Land sei, wie er sich darauf freue, wieder eine Klasse vor sich zu haben, und daß er heiraten wolle,

Sobald es ginge. In vier Wochen könnte alles soweit sein, meint Monika, und ihren Eltern hätte sie schon ausführlich geschrieben. Der Einzige, dem er es noch nicht erzählt hat, das ist Schorsch. Der geht ihm aus dem Wege, wo er nur kann. Er hat sich ins Blothaus zurückgezogen und kopiert technische Zeichnungen.

Vater Heinrich geht zu ihm ins Haus und fragt, warum er hier so wütend arbeite.

„Alle anderen machen doch heute großen Faulenzertag! Junge, warum hältst du dich wie ein Eigenbrötler abseits, he?“

„Ich hab' meine Arbeit.“

Vater Heinrich kann sich zunächst keinen Vers darauf machen, aber der Junge hat irgend etwas auf dem Herzen. Das sieht man ihm an der Nasenspitze an, denn ein Schauspieler ist er nicht.

„So, so! Also Arbeit, die nicht liegenbleiben kann.“

„Ja.“

Pause.

„Hab' ich dir eigentlich was getan, Schorsch? Schließlich ist doch heute mein Geburtstag, nicht?“

„Unsinn! Wie kannst du auf so komische Gedanken kommen! Du — und mir was tun! Nein, mir hat überhaupt keiner was getan, ich hab' hier bloß meine Arbeit.“

„Ja, also die Arbeit. — Na, der Maxl wird nun bald die längste Zeit bei uns gewesen sein. Von Ostpreußen braucht er ja nicht mehr hierherzufahren, da hat er selber Wasser genug.“

„Hm.“

„Ist dir wohl ganz gleich — ein Kamerad weniger oder nicht, was? Ich weiß nicht, mir tut so etwas immer schrecklich leid. Da kommt so ein blondes Mädchel — eins, zwei, drei, schon hat sie ihn, und für die Männer ist er verloren.“

„Wir hätten sie alle beide nach Hause schicken sollen.“

„Tja . . . dazu ist's nun zu spät! Der Doktor war gestern 'n hübschen komisch, was?“

„Ach der! Den rührt so was nicht! Dem sind die Frauen wie die Männer gleichgültig. Wenn jeder so wäre, ein Glück wär's . . .“

„Meinst du? Aber das ist doch wohl bloß so Unsinn, den du daherredest. Weißt du, Schorsch, da ist mir mal vor längerer Zeit so was passiert, das ist 'ne ganz komische Geschichte. Ich war man ein Kerl von eben dreißig, da war'n wir unser viere. Immer feste zusammen. Da gab's keinen Krach, da gab's kein Geslunker, da war 'ne ehrliche richtige Männerfreundschaft, verstehst du? Bis daß der eine ein Mädchel findet und verlobt sich auch mit ihr. Aber das Mädchel war schön, ein Frauenzimmer, bei dem es nicht nur außen allerlei zu bewundern gab, sondern auch hier drinnen . . . verstehst du mich?“

„Hm. Sehr gut sogar.“

„Na, da war's kein Wunder, daß außer dem langen Carlsen noch ein anderer von uns sich in sie verliebte. Tja, so war das.“

„Und?“

„Na, der Carlsen hat denn auch geheiratet, und sie sind sehr glücklich geworden, die beiden.“

„Und . . . der andere?“

„Na, was soll denn der machen? Trauzeuge ist er gewesen und Pate beim einzigen Jungen. Die andern haben wohl gewußt, wie's um ihn steht, aber das war doch ganz selbstverständlich, daß er den Schnabel hielt.“

„So.“

„Er wird doch seinem besten Freund nicht die Freude versalzen. I wo . . . er ist dann später ein

wenig nach Uebersee gegangen, und da sind ihm die dummen Gedanken vergangen.“

„Und er hat dann . . .“

„Gar nichts getan. Er hat nicht geheiratet, sondern so ein hübschen Vermögen zusammengeschustert, das liegt ja in den Tropen nur so auf der Straße herum für einen fixen Kerl, damals wenigstens . . . ja, und wenn das Patenkind von ihm mal soweit ist, dann wird er ihm ein wenig unter die Arme greifen.“

„Vater Heinrich . . . ich glaube, ich kenne den „andern“ . . .“

„Kann ich mir kaum denken, mein Junge. Aber sonst haben wir uns wohl verstanden, was? Muß auch mal nachschauen, was die draußen mit den Hühnern machen. Drei Stück, prima knusprig gebraten, gibt's als Festessen heute mittag!“

Schorsch hat verstanden. Vater Heinrich durchschaut ihn, weiß, was in ihm vorgeht. Ja, ja, Schorsch, das gilt dir! Glaub nur nicht, daß du dich hinter diesem Kram hier, hinter Zeichnungen und Reißbrettern, hinter Zirkel und Logarithmen verstecken könntest! Das helle Haar, die warme Stimme und die fröhlichen Augen, das alles folgt dir wie der Schatten dem Licht. Davor gib't keine Flucht.

Aber schließlich ist das eine Angelegenheit, die nur ihn etwas angeht. Kein anderer braucht drum zu wissen — Vater Heinrich spricht nicht . . . vor allem die zwei, Monika und der Glückspilz Maxl, dürfen nichts bemerken!

Er schiebt alles beiseite, zieht den Riemen enger und geht hinaus zu den andern. Als er Maxl trifft, quetscht er ihm die Hand.

„Menschenskind . . .“

Das ist sein Glückwunsch, und Maxl, der ihn zuerst etwas verwundert ansieht, ahnt etwas, versteht vielleicht auch . . . jedenfalls sagt er nichts weiter, sondern erwidert stumm den Druck der Freundeshand. Als Vater Heinrich an Schorsch vorübergeht, klopfert er ihm auf die Schulter.

„Doch bessere Lust hier draußen, was, Schorsch?“

Der nickt ihm dankbar zu.

Monika ist ein anderer Mensch geworden. Sie träumt mit offenen Augen. Die Freundin erhält Antworten von ihr, die sie nicht begreift. Sie staunt und schüttelt den Kopf.

„Monika! Mädchel! Wach doch auf! Du läufst ja herum wie eine Gans, wenn's donnert!“

„Ach, Annemie . . . das kannst du nicht verstehen! Ich bin ja so schrankenlos glücklich!“

Glücklich!

Oh, das Wort fällt Annemarie wie ein Stein aufs Herz. Sie kann nicht darüber nachdenken, die Gedanken laufen ihr im Kreise, es ist alles so maßlos verworren. Sie sieht überhaupt nur einen Ausweg: Nach Altdorf fahren, Thormeyer ahrufen und ihn bitten, sie von ihrem Auftrag zu entbinden. Buchenau ist ein mehr als vollgültiger Ersatz, vielleicht kann sie heute abend schon mit Heinz die alles klärende Aussprache haben.

Wenn sie nicht klar sieht . . . wie muß es erst in seinem Herzen aussehen! Was muß er denken von ihrem sonderbaren Verhalten gestern . . .? Hat er sie so lieb, daß er ihr so reslos vertrauen kann, daß er auch unter allen Unerklärlichkeiten nicht vergißt: Sie gehört zu ihm?

Heinz ist nicht Maxl Hohenstein. Er ist älter, vom Leben mitgenommen und geneigter, sich in sich selbst zurückzuziehen: Mit einem Wort mißtrauischer. Was weiß er von ihr? Kann er nicht denken, sie habe mit ihm ein Spiel getrieben, das sie nicht fortsetzen mag? Wie wird er es aufnehmen, wenn er erfährt, wer sie

ist? Es wird die große Probe, die erste und schwerste Belastung seines Herzens sein. Wie wird er sie bestehen?

Sie weiß nur eins: Ich habe ihn lieb und lasse ihn nicht, mag kommen, was da will. Noch kann sich alles klären. . . . Aber gelingt es ihr nicht, Thormeyer heute mittag zu erreichen, dann weiß sie, was zu tun ist: Offenheit. Sie dient einem großen Wert und war treu und gewissenhaft bis ins Kleinste. Aber jetzt gibt es

nur eine Richtschnur für ihr Handeln, und das ist die Liebe zu Heinz. Sie wird ihm unter allen Umständen heute abend alles, alles sagen. Dann mag er entscheiden. Was Thormeyer dann von ihr denkt, kann sie nicht mehr kümmern. Außerdem ist es widersinnig zu glauben, Heinz nutze seine Kenntnisse in irgendeiner Weise aus. Unsinn! Vollkommener Unsinn! Das wird auch Thormeyer begreifen.

(Fortsetzung folgt.)

## Tachometer auf einhundertzehn

Von Martin Kirchs

Die südlichen Sterne funkelten gläsern, aber Juan wußte nichts davon. Er sah vornübergebeugt auf seinem Motorrad, sah nur die Straße, die schnurgerade Straße, sein Atem fauchte, und sein Herz hämmerte wild.

Das Tachometer stand auf einhundertzehn. Wolken von trockenem Staub fuhren sprühend in die Höhe. Es dauerte Minuten, bis sie sich wieder auf die Landstraße gelent hatten.

„Ich muß zurückkommen, ich muß zurückkommen,“ das war Juans einziger Gedanke.

Plötzlich zogen sich seine Augen unter der Schutzbrille zusammen. Ein Hindernis lag auf der Straße.

Was war es? Es schien ein Auto zu sein. Quer stand es im Weg. Juan bremste wütend. Das Auto schien eine Panne gehabt zu haben.

Der Bestker kam auf Juan zu; wie es schien, wollte er ihn um Beistand bitten.

Juan wollte eben loshumpfen, wie der Mann es sich einfallen lassen könnte, seinen Karren so mitten in die Fahrstraße zu stellen, aber er kam nicht dazu.

Der Fremde, mit Lederhaube und Autobrille angetan, hatte einen Sprung auf Juan zu getan, und ehe dieser noch ein Wort äußern konnte, sich auf den Sozius geschwungen. Dann fühlte Juan, wie sich etwas Hartes gegen seine Lederjade bohrte.

Als er sich empört umwenden wollte, sagte der Fremde: „Was Sie da im Rücken spüren, ist ein Revolver. Wenn Sie nicht das tun, was ich will, stecke ich Sie zusammen wie einen Hund, und dann werde ich mit Ihrem Motorrad allein weiterfahren. Jetzt fahren Sie los! Fahren Sie wie der Teufel! Zunächst nach San Tomé. Sollen Sie auch nur den geringsten Versuch machen, mich hinauszulegen, so bedeutet das Ihr Ende! Fahren Sie!“

Das Eisen bohrte sich in seinen Rücken. Fassungslos vor Wut und doch ohnmächtig tat Juan, was ihm geheißen wurde. Er wußte, die Straße bis San Tomé war nicht gerade im besten Zustand, vielleicht gelang es ihm, seinen ungeladenen Fahrgast in den Strahengaben zu schleudern. Er preschte los. Hatte bald wieder einhundertzehn auf der Maschine. Suchte sich die tiefsten Löcher aus, machte lebensgefährliche Schleifen und Bögen, aber der Mann hinter seinem Rücken sah geschmeidig und fest.

In San Tomé sahen Mexikaner auf der Terrasse eines schmaleren Cafés, einige sprangen auf, als das Motorrad durch den Ort brauste. Am Ende des Städtchens gabelte sich die Straße. Der eine Zweig führte zum Meer, der andere zu den Delfeldern.

„Nach rechts!“ brüllte es hinter Juan.

Also zu den Delfeldern.

Das war Juan gar nicht so sehr unangenehm, denn auch er hatte ja zu der Delfeld gewollt, um seine erregende Botschaft dort zu verkünden. Offenbar hatte sein verhaßter Begleiter den gleichen Weg, vielleicht wollte auch er nach Calcoatl.

Wie dem auch sei — eins stand für Juan fest: Er würde den Mann am Endziel der Reise in Grund und Boden hängen, er würde brutale Rache für diese unerhörte Ver-gewaltigung nehmen, die er sich jetzt gefallen lassen mußte.

Am Horizont tauchten die Lichter von Calcoatl auf.

„Schneller!“ brüllte der Mann hinter ihm.

Der Zeiger des Tachometers rückte zudend weiter.

Plötzlich machte es Pff!

Aber es war kein Reifen geplatzt. Sondern an den Seiten der Straße tauchten Männer mit breiten Hüten auf, sie gestikulierten wild und einige schossen auf Juan, so daß es noch öfters Pff! Pff! an seinem Ohr vorbei klang.

„Weiter!“ schrie der Mann hinter ihm, und auch ohne dieses Drängen wäre Juan weitergefahren.

Da hoben sich die ersten Bohrtürme von Calcoatl gegen den Nachthimmel ab. Die ersten Soldaten wurden sichtbar, die auf den Alang der Schiffe hin herbeigeilt waren. Juan fuhr in unvermindertem Tempo durch die Vorstadt.

„Zur Infanteriekaserne!“ schrie der Mann hinter ihm heiser.

Als das Gebäude in Sicht kam, bremste Juan endlich ab. „Gut! Halten Sie!“ befahl der Unbekannte.

Juans Motorrad hielt vor dem Eingang der Infanteriekaserne. Ehe er sich umwenden konnte, war der Fremde schon heruntergesprungen und lief mit großen Schritten nach dem Eingang brüllte der Schildwache ein Wort zu und war verschwunden.

Juan lachte.

Er hatte denselben Weg, würde den Burschen schon kriegen. Ließ sein Motorrad stehen. Rief dem Posten die Parole zu und stürzte hinter dem Mann her. Vor der Wachtstube machte er Halt. Er besann sich auf seine eigentliche Aufgabe. Es fiel ihm wieder ein, daß auch er ja hierher gewollt hatte.

Er riß die Tür auf und sagte mit heiserer Stimme:

„Alarm! Offiziere sofort benachrichtigen! Rebellenarmee wird um zwei Uhr nachts Generalangriff unternehmen!“

Alles fuhr in die Höhe, schwachte aufgeregt durcheinander.

„Bringen Sie mich zu General Estevanez!“ sagte Juan zu einem Unteroffizier und eilte gleich darauf an seiner Seite durch die Kaserne.

Überall war Unruhe, und plötzlich ertönte vom Kasernenhof ein schrilles Trompetensignal: Alarm!

„Hier ist es!“ sagte der Unteroffizier und wies auf eine Tür. Juan klopfte.

„Herein!“ tönte es.

Juan öffnete. Und fuhr verblüfft zurück. Vor ihm stand, noch vom Staub der Landstraße bedeckt, der Unbekannte.

Der Revolver lag auf dem Tisch.

Juan fuhr wie eine Bestie auf den Mann los, aber der Unteroffizier sprang zu und hielt ihn zurück.

Der Unbekannte lachte:

„Ehe Sie Rache nehmen, lassen Sie sich alles erklären! Die Rebellen haben einen Generalangriff für zwei Uhr vorbereitet. Wollen Petroleumquellen in Brand stecken.“

„Das wußte ich!“ sagte Juan.

„Ist das wahr?“

„Das ist wahr!“

„Auch ich bin dahinter gekommen und raste mit meinem Auto los, um hier alles zu alarmieren. Ich erfuhr es durch einen Zufall.“

„Ich habe es ebenso erfahren.“

„Aber mein Auto hatte eine Panne.“

„Mein Motorrad nicht.“

„Und ich wollte doch um jeden Preis rechtzeitig hier ankommen.“

„Ich wollte dasselbe.“

„Ihr Motorrad war das einzige Mittel dazu, ich nahm mir das Mittel. Mein Zweck war gut.“

„Mein Zweck war der gleiche. Und also gleich gut.“

„Ausgezeichnet. Wir reden später weiter.“

„Nein, ich werde Sie sofort in Grund und Boden hängen!“

War auch Ihr Zweck gut, so war doch Ihr Mittel schlecht! Mich zu zwingen! Mir befehlen zu wollen! Mir, dem Leutnant Juan de Callesas!“

Der Unbekannte lachte, ging auf Juan zu und streckte ihm die Hand aus.

Juan überließ sie.

Der Unbekannte schüttelte mit dem Kopf:

„Mich in Grund und Boden hängen zu wollen! Und bloß, weil ich dem Herrn Leutnant Juan de Callesas einen Befehl erteilt habe, wozu ich alles Recht hatte, ich, der General Estevanez!“

„Wie?“

„Ich, der General Estevanez!“

Da ergriff Juan lachend die ausgestreckte Hand und drückte sie kräftig und herzlich.

Und unten auf dem Kasernenhof verkündeten schrille Signale die Alarmbereitschaft der Regierungsmarine.

# Venus in den Weinbergen

Von Hilbreich Jourdan.

Der Allgeier hielt auf Ordnung. Und vor allem: er verstand etwas vom Wein und wurde von den Auskäufern als Sachverständiger gern um Rat gefragt. Und da ihm der Wein auch wirklich ans Herz gewachsen war, so wurde er sehr zornig, als die Stina ihm berichtete, es hätte sich jemand in den Weinbergen an den Trauben zu schaffen gemacht.

„Wer?“ fragte der Allgeier nur.

„Wenn ich das wüßt“, sagte die Stina, „ich wollt' ihn schon selbst das unsaubere Handwerk legen.“

Der Allgeier dachte lange darüber nach, was da zu tun sei. Fremde gab es hier nicht, die als Diebe in Frage kamen, und von den Leuten im Dorf konnte man beim besten Willen niemand in Verdacht haben. Aber Klarheit mußte herrschen, und so entschloß er sich denn, der Sache auf den Grund zu gehen.

Da war der Zunderer, der Nachbar. Die Weinberge stießen friedlich zusammen, aber zwischen ihnen beiden war kein gutes Einvernehmen. Der Zunderer war ein Probierer, dem es betleibe nicht darauf ankam, sein ganzes Vermögen mit neuen Versuchen zu vertun. Dafür hatte der Allgeier nichts übrig, und sie lehnten sich bei der Verschiedenartigkeit der Ansichten nicht danach, einander mehr zu sehen als gerade unbedingt notwendig war. Jetzt aber wollte der Allgeier den Verdacht nicht von der Hand weisen, daß der Zunderer aus Zorn oder Haß vielleicht die Trauben verdarb. Wie weit führt nicht den Menschen die Verblendung! Er würde ihn schon überführen. Hatte er nicht ein geistes Mädel, die Babette, die in Karlsruhe auf die hohe Schule gegangen war? Die sollte schon herausbekommen, wer sich da zu schaffen machte. Er rief das große, blonde Mädel zu sich, das für seine achtzehn Jahre beinahe ein bißchen zu groß war.

„Hör, Babette, da ist einer in unserm Weinberg gewesen und hat die Trauben verdorben. Abgerissen hat er sie, so ein Lump, so ein schlechter. Ich möcht' gern wissen, wer es getan hat. Vielleicht war es der Zunderer oder sein Halodri von Sohn.“

Sehr bitter hatte der Allgeier gesprochen.

„Wie kommt auf den?“ fragte die Babette. „Der tut sowas nicht.“

Und dann kamen sie überein, daß die Babette, weil sie klug war, die Sache in die Hand nehmen sollte. Es kam ihr sehr gelegen, daß sie diese Untersuchung führte, denn wenn sie sich sonst mit dem Hans Zunderer traf, gab es immer Aufsehen, und man mußte es so einrichten, daß man das nächste Dorf als Zusammenkunftsort benutzte. Jetzt aber schickte sie dem Zunderer durch die Stina einen Zettel, daß sie in der Nacht auf dem Weinberg Wache halten werde, und er könne ihr Gesellschaft leisten, um den Dieb mit ihr zu fangen. Dann würde vielleicht der Vater etwas von seiner Einbildung verlieren.

Und der Zunderer war pünktlich zur Stelle. Er stieg über den Zaun, der die beiden Weinberge voneinander trennte, und fand Babette in der kleinen Laube beim Wächterhäuschen.

„Hat dich wer gesehen?“ fragte sie ängstlich.

„Der Mond“, versuchte er zu scherzen.

„Mach, daß du hier hineinkommst, sonst sieht dich wirklich jemand.“

Er gehorchte und setzte sich neben sie. Aber Babette rückte ab.

„Bleib da, so war es nicht gemeint.“

Er gehorchte.

Lange Zeit saßen sie so schweigend nebeneinander.

Endlich sprach der Hans Zunderer. Er sprach leise und zart: „Die Fulsaden habe ich gestern gesprochen; du weißt, die Alte, die sich auf das Wahrsagen versteht.“

„Und? Glaubst du daran?“

„Nicht sehr, aber es macht Spaß. Weißt du, was die gesagt hat? Es wird eine Ueberraschung geben, und ich soll die Verlobungsringe bestellen.“

„So, hast' denn eine Braut?“

„Schon, müßt' es doch eigentlich wissen.“

„Nix weiß ich.“

Er drückte ihre Hand, und sie überließ sie ihm willig.

Und dann begannen sie zu plaudern.

Blöcklich hörten sie ein Geräusch und fuhrten hoch. Es klang nur ganz leise herauf aus den Weinbergen.

Der Zunderer stand auf.

„Jetzt haben wir ihn“, sagte er. Babette wollte ihn zurückhalten. Aber er ergriff seine Flinte, die er mitgebracht hatte, und machte sich auf, dem Geräusch nachzugehen. Und als er dann freie Sicht hatte, da bot sich ihm ein Bild, das er nie für möglich gehalten hätte. In den Weinbergen an den Trauben stand ein Hund, hoch die Schnauze erhoben, und fraß die Trauben ab. Ein Wolfshund war es, und der Zunderer erkannte darin den Hund des Schulzen, die Venus.

„Biest“, sagte er nur und wollte ansetzen. Dann aber ließ er die Flinte wieder sinken. Ein dummes Vieh...“

Als der Allgeier hörte, wer ihm seine Weinberge plünderte, machte er beim Schulzen einen Besuch. Der nahm sich seinen Hund vor und versprach, Abhilfe zu schaffen und die Venus nachts einzusperrn.

„So ein Vieh“, sagte der Allgeier. „Kennt den guten Wein und macht sich eine vergnügte Zeit. Kann man denn dafür die Kreatur töten? Soll ein bißel Wein haben, wenn es sowelt ist...“

Das sagte er auch zu seiner Tochter, und die fragte ihn, mit Tränen in den Augen, warum er denn bei seiner Gutmütigkeit zur stummen Kreatur nicht auch zu den Menschen gut sei.

Er sah sie zuerst groß an

Und da erzählte sie ihm hemmungslos von ihrer Liebe zum Hans.

„So ist das“, sagte er, „nun, auch dieser Wein muß erst reifen. Und was Gott werden läßt, das wird ein guter Weinbauer nicht verdammten...“

Am Verlobungstage aber bekam Venus ein Maß Wein. Sie war restlos glücklich und stand schwankend auf zwei Beinen, denn ihr Durst war groß...“

„Wenn jeder Deutsche in der Welt  
im Monat nur ein Buch bestellt',  
würd' es zum Wohl für viele sein:  
Wir stellten neue Kräfte ein,  
die Dichter hätten keine Not,  
und jeder Drucker fänd' sein Brot.“

## Beischriften

52 Erstetage im Jahr genießen die Leser der Fliegen den Blätter! Jede Woche einmal nämlich erscheint ein neues reich illustriertes Heft dieses altbeliebten und altbewährten Familienwihlblattes und bringt neue, schöne, erfreuliche Früchte aus den Gefilden, in denen der Humor blüht und die fröhliche Laune gedeiht.

Humoresken, Anekdoten, Satiren und Witze füllen in bunter Folge die Seiten. Geschmackvolle und lustige Bilder, trefflichere Karikaturen und elegante Skizzen schmücken jedes Heft. Glossen in Reim und Prosa zu den Ereignissen des Tages und der Jahreszeit beleuchten lustig und erheitern die Geschehnisse in aller Welt. Gedichte und Lieder klingen neben gepflegter Prosa. Preisaufgaben, immer wieder erneuert, fordern auf zu eigenem lustigen Denken und Finden. Schöne Geld- und Bücherpreise winken den besten Einfällen. Und endlich läßt die Rätseldecke ein zum Grübeln und Suchen und zu besinnlicher Rast.

Wer die Fliegenden abonniert, dem blüht wöchentlich neue Freude. Mißernte — ausgeschlossen!

Das September-Heft der „Deutschen Arbeit“ beginnt mit einem Aufsatz von Spectator „Hyänenpolitik“, der die Hintergründe der Behandlung der deutschen Minderheiten in Ungarn beleuchtet. Ein Beitrag von Alfred Falk „Deutsche Burgen und Schlösser im Süden“ zeigt an zahlreichen Bildern die Schönheit der alten deutschen Burgen Südtirols. Der Aufsatz „Bedrängtes Deutschtum in Rumänien“ befaßt sich mit der verzweifelten Lage der deutschen Volksgruppe in Rumänien, die sich nur dank ihrer kulturellen Ueberlegenheit und bäuerlichen Tüchtigkeit gegen die zermürbende rumänische Politik halten kann. Hans Beyer fordert in seinem Beitrag „Das Außendeutschtum im Volksschulunterricht“ die Einbeziehung des volksdeutschen Gedankens in den gesamten Unterrichtsplan und warnt vor der Einführung des „Grenz- und Auslandsdeutschtums“ als neuem Fach. Zum Schluß schildert Friedrich Wallisch die schöne Lage der Landesjugendherberge „Josef Haydn“ in Berstein, sowie die künstlerische Ausstattung der Innenräume. An Stelle der sonst üblichen Tiefdruckbeilage ist dem Heft eine Liedbeilage beigegeben: „Zwei Volkswesen aus dem rumänischen Banat“. Der erzählende Teil wird eingenommen von einer Sammlung sudetendeutscher Köpfe in Holzschnitten von Professor W. Buhe. Zu erwähnen ist noch der wie üblich reichhaltige Umschau teil.

Verlag Grenze und Ausland, Berlin W 30.